

SAMARITERSTIFTUNG

magazin

19/2021

WIE GELINGT WÜRDE? Pater Anselm Grün und Neurobiologe Gerald Hüther antworten
WIE GEHT HILFE? Seemannsdiakon Fiete Sturm kümmert sich um gestrandete Seeleute
WIE LASSE ICH LOS? Max G. Bailly ist vom eigenen Haus ins Betreute Wohnen gezogen

SCHWERPUNKT

Leben UND Wohnen



SAMARITER 
STIFTUNG

„Achtung, die ich für andere trage, oder die ein anderer von mir fordern kann, ist also die Anerkennung einer Würde an anderen Menschen, das heißt eines Werts, der keinen Preis hat, kein Äquivalent, wogegen das Objekt der Wertschätzung ausgetauscht werden könnte.“



Immanuel Kant

Liebe Leserinnen und Leser,

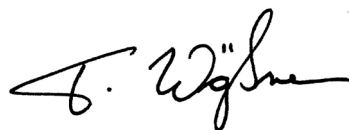
Mehr als ein Jahr leben wir jetzt schon in der Pandemie. Es ist gewaltig, was die Kollegen und Kolleginnen in der Samariterstiftung (und anderswo) geleistet haben – und immer noch leisten. Die Zahl der Gesetze und Verordnungen sowie der laufenden Änderungen und Ergänzungen der geltenden Verordnungen ist Legion. Leider passiert es immer wieder (eher andauernd), dass nicht berücksichtigt wird, dass die Umsetzung der Veränderungen auch in den Häusern und Einrichtungen Zeit braucht, Kommunikation braucht mit den verschiedenen Anspruchsgruppen. Was diese Vorgehensweise an Druck auf unsere Führungskräfte ausübt, die ihrerseits wiederum das gesamte Pandemie-Management vor Ort organisieren (und das tun sie mit höchstem persönlichem Einsatz, mit viel Kreativität und vor allem immer mit Blick auf die Menschen, die bei uns leben), das wird Thema sein müssen, wenn wir auf die Pandemie zurückblicken und das Vorgehen in der Pandemie evaluieren. Das müssen wir tun und das sollten wir dann einfach auch ehrlich tun.

Dennoch wird diese Ausgabe kein Corona-Pandemie-Magazin. Natürlich taucht das Thema immer wieder auf, explizit und zwischen den Zeilen. Natürlich dominiert das Thema die Arbeit der Stiftung aktuell noch immer. Dennoch wollen wir weiterblicken – ohne die Gegenwart dabei auszublenden. Denn Wohnen, Zuhause-Sein, an einen Ort und in einen sozialen Zusammenhang auf gute Weise zu gehören, das ist nicht nur ein zeitloses Thema. Das ist ein Grundthema des Lebens, des Menschseins. Insofern bietet das Magazin einen zeitlosen Blick mit sehr geerdeten und konkreten Inhalten. Ein sehr buntes, vielfältiges Themenspektrum. Im Heft finden sich ganz unterschiedliche Einblicke, Geschichten und Farbtupfer, die zum Nach- und Weiterdenken anregen. Wohnen, daheim sein, verortet sein als Mensch und Mitmensch, Leben in Würde – da gibt es viele individuelle Aspekte, gewiss. Aber alle diese Grundfragen haben auch eine gesamtgesellschaftliche Dimension.

Blicken Sie mit Anselm Grün auf die spirituelle Verbindung Heim und Geheimnis: „Daheim sein kann man nur, wo das Geheimnis wohnt“ (→ S. 6). Dr. Bodo de Vries, Vorstandsvorsitzender des Netzwerkes SONG (Soziales Neu Gestalten), wirft einen Blick in die Zukunft des Wohnens im Alter mit seinen Facetten und Herausforderungen (→ S. 8). In der Ringstraße 4 in Schwäbisch Hall ist ein ganz besonderes Wohn-Haus entstanden. Dort leben Menschen, die einen sehr besonderen Mix aus Sicherheit und Begleitung brauchen, um weitere Schritte Richtung Freiheit und Selbstbestimmung gehen zu können (→ S. 14). Wir treffen Max G. Bailly, der mit 84 Jahren seinen Wohnort noch einmal verändert hat. Vom eigenen Haus zog er in die Seniorenwohnanlage Kroatenhof. Er sagt dazu: „Das Festhalten an dem, was ich hatte, war eine Klammer. Das Loslassen von alldem hat mich befreit“ (→ S. 16). Und wir stoßen auf ein schönes (und definitiv wichtiges) Projekt der Aufbaugilde Heilbronn: Zwölf Quadratmeter Zuhause im Tiny-Haus – für Menschen, die sonst auf der Straße leben (→ S. 19). Geschichten vom Wohnen, Leben und Zuhause-Sein, die nachdenklich machen.

Noch ein biblisch motivierter Gedanke zum Schluss. Mein Zuhause mit seiner örtlichen und sozialen Dimension, ist immer beides: Stabilisierender Ort des Verweilens in der Gegenwart und ermutigender Ort des Aufbruchs in die Zukunft. Als Abraham aufbricht aus seiner Heimat, da ist der Weg zwar ungewiss, der Aufbruch aber getragen von einer Verheißung. Im Vertrauen auf die Verheißung wird aus dem Verweilen Aufbruch, aus der Sicherheit Gewissheit: Da ist ein anderer Ort mit anderen Menschen, an dem du Heimat finden wirst. Sprachlich wunderschön und berührend gesagt ist die globale Dimension dieser Verheißung im Osterpsalm von Hanns Dieter Hüsch: „Dass die Erde Heimat wird für alle Welt.“

Viel Freude beim Lesen. Lassen Sie sich inspirieren!



Frank Wößner
Vorstandsvorsitzender

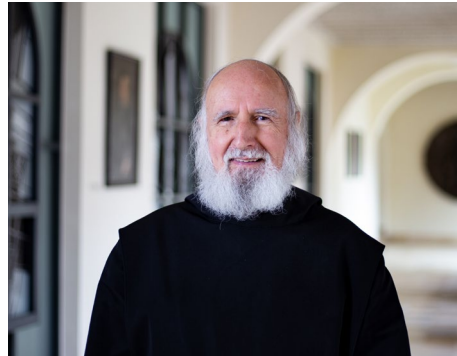


Sabine von Varendorff
Redaktionsleitung

Wie gelingt Würde?

Pater Anselm Grün und Neurobiologe
Gerald Hüther antworten

Seiten **6** und **28**



Deine Heimat ist das Meer

Seemannsdiakon Fiete Sturm
kümmert sich in Hamburg um
Seeleute, die fern der Heimat sind

Seite **26**

Loslassen und neu werden

Max G. Bailly ist nach 40 Jahren
aus dem eigenen Haus ins
Betreute Wohnen gezogen

Seite **16**



- 6 ZU GAST**
DAS BESTE AUS MIR MACHEN
 Pater Anselm Grün im Gespräch
- 8 WIR**
NEUE IDEEN FÜRS WOHNEN DER ZUKUNFT
 Ein Gespräch mit Dr. Bodo de Vries,
 Vorstandsvorsitzender von SONG
- 11 MENSCHEN | THEMA**
DER ERSTE ORT FÜR VERTRAUTHEIT
 Wie Frühchen sich ins Leben kämpfen
- 14 HELFEN | THEMA**
ZIMT UND ZUCKER FÜR'S GEMÜT
 In der Ringstraße in Schwäbisch Hall werden
 Menschen mit komplexem Hilfebedarf gefördert
- 16 MENSCHEN | THEMA**
LOSLASSEN UND NEU WERDEN
 Max G. Bailly ist nach 40 Jahren aus dem eigenen
 Haus ins Betreute Wohnen gezogen
- 19 HELFEN | THEMA**
ZWÖLF QUADRATMETER ZUHAUSE
 Tiny-Häuser bieten Obdachlosen in Heilbronn
 eine Chance, ins gewohnte Leben zurück zu finden
- 22 HELFEN | THEMA**
DER LETZTE LIEBESDIENST HAT WIRKUNG
 Dem Verlassen des letzten Daheims einen würdigen
 Rahmen geben und Weiterleben tröstlich machen
- 24 ZU GAST**
DAS ALTER HAT ZUKUNFT
 Henning Scherf, Alt-OB von Bremen, über die
 Perspektiven des Altseins
- 26 MENSCHEN | THEMA**
DEINE HEIMAT IST DAS MEER
 Seemannsdiakon Fiete Sturm kümmert sich in
 Hamburg um Seeleute, die fern der Heimat sind
- 28 ZU GAST**
EIN LEBEN VOLLER WÜRDE LEBEN
 Dr. Gerald Hüther über das seelische Grund-
 bedürfnis nach Heimat in jedem Lebensalter
- 30 STELLUNGNAHMEN**
 Leser:innen-Reaktionen zu Ausgabe 2/20
- 31 WIR BEWEGEN**
 Verabschiedung eines Urgesteins

**DIE STIFTUNG
 ZEIT FÜR MENSCHEN
 PRÄSENTIERT:**

Nächstenliebe

Das Schaffen von gelungenen
 Räumen für Bildung

Stimmungsbild

Die Tochterstiftungen haben die
 Achtung der Würde im Zentrum



Pater Anselm Grün im Gespräch
über Leben, Wohnen und die Würde

Das Beste aus mir machen

magazin: **Das Magazin trägt in dieser Ausgabe den Titel „Leben und Wohnen“ – sehen Sie zwischen diesen beiden Begriffen einen Unterschied respektive einen Zusammenhang?**

Anselm Grün (AG): Das deutsche Wort „wohnen“ verwenden wir in verschiedenem Sinn. Es kann nur die objektive Auskunft sein, dass Herr oder Frau NN an diesem Ort und in diesem Haus wohnen. Es kann aber auch eine qualitative Aussage sein, dass ich in meiner Wohnung wirklich zuhause bin, dass ich mich in meiner Wohnung eingerichtet habe. Dann kann ich auch sagen, dass ich in meiner Wohnung wirklich lebe, dass ich darin Lebendigkeit spüre und in ihr zum Leben komme. Von manchen Menschen sagen wir, dass sie nicht in diesem Haus wohnen, sondern nur darin hausen. Damit meinen wir, dass sie sich keine Mühe geben, die Wohnung zu pflegen, sie zu reinigen, sie in Ordnung zu bringen. Wer in seiner Wohnung wohnt, der fühlt sich darin auch wohl.

Wieviel Bedeutung hat Wohnen für ein „gutes Leben“?

AG: Wir sprechen von einer Wohnkultur. Dabei geht es nicht darum, möglichst teure Möbel in seiner Wohnung zu haben, sondern die Wohnung so einzurichten, dass ich mich darin wohl fühle. Die Wohnung sagt etwas über die Personen aus, die darin wohnen. Die Wohnung bringt meine Identität zum Ausdruck. So hat das Wohnen durchaus etwas mit dem „guten Leben“ zu tun. Denn wenn ich mich in meiner Wohnung wohl fühle, dann führe ich in ihr ein gutes Leben. Dann bin ich gerne in meiner Wohnung. Ich spüre, dass ich da ganz ich selber sein darf. In meiner Wohnung drücke ich mich selber aus. Ich hänge die Bilder auf, die mir gut tun. Ich stelle die Möbel so auf, dass ich daran Gefallen finde.

Wo entsteht das Heimatgefühl und wie?

AG: Das Heimatgefühl entsteht dort, wo ich mich daheim fühle. Aber was gehört dazu, sich daheim zu fühlen? Das deutsche Wort Heimat hat mit dem Heim zu tun, in dem ich wohne, aber auch mit dem Wort Geheimnis. Daheim sein kann man nur, wo das Geheimnis wohnt. Nur schöne Möbel machen noch keine Heimat. Zur Heimat gehören Menschen, die ich liebe und die mich bedingungslos annehmen, bei denen ich mich geliebt fühle. Und zur Heimat gehört das Gefühl von Geheimnis, von etwas, was das rein Äußere übersteigt. In der Wohnung wohnt einmal der Geist all der Menschen, die hier wohnen und gewohnt haben. Aber in einer Wohnung, in der ich mich wirklich daheim fühle, wohnt auch der Geist Gottes, der Segen Gottes. Wenn ich das Gefühl habe, in gesegneten Räumen zu wohnen, dann fühle ich mich darin wirklich daheim, behütet und geschützt, geborgen und getragen.

Ernst Bloch definiert Heimat so: „Heimat ist das, was jedem in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“ Unsere Wohnung erinnert uns an die eigene Kindheit, in der wir uns daheim gefühlt haben. Aber zugleich ist sie Verheißung von einer Wohnung und Heimat, in der wir für immer daheim sein werden.

„Gutes Leben in Würde verlangt, dass ich mich aussöhne mit meiner Lebensgeschichte, dass ich mich so annehme, wie ich bin.“

Wieviel hat das Gefühl von Geborgenheit und Sich-zuhause-fühlen mit Würde zu tun?

AG: Wer nur in seiner Wohnung haust, anstatt darin zu wohnen, der achtet sich selbst nicht, der hat kein Gespür für seine Würde. Ich bin es meiner Würde schuldig, dass ich meine Wohnung gut und schön einrichte. Ich bin es mir selber wert, für meine Wohnung zu sorgen und sie so zu gestalten, dass es für mich stimmig ist. Missachtung meiner Wohnung ist immer auch Missachtung meiner Person und meiner Würde. Umgekehrt: wer Wert legt auf eine schöne und Geborgenheit schenkende Wohnung, der zeigt damit, dass er seine Würde wertschätzt.

In der Öffentlichkeit ist viel vom würdevollen Leben die Rede, doch was genau damit gemeint ist, scheint schwer zu beantworten. Warum?

AG: Das Leben in Würde wird oft von außen beeinträchtigt. Wenn ich von Menschen Verachtung erfahre, wenn ich bei der Arbeit gemobbt werde, wenn ich von meiner Umgebung abgelehnt werde, dann ist es schwer, meine Würde zu spüren und zu leben. Oft hindert uns an einem Leben in Würde auch unsere eigene innere Einstellung. Viele Menschen lehnen sich selber ab, sie entwerten sich selber. Sie sagen: Mit mir kann es keiner aushalten. Ich bin nicht richtig. Wenn ich Menschen frage, warum sie sich selbst ablehnen, so wird im Gespräch oft deutlich: Sie können sich selbst nicht annehmen, weil die Bilder, die sie von sich haben, nicht mit ihrer Wirklichkeit übereinstimmen. Zu große Selbstbilder, dass wir immer perfekt sein müssen, immer erfolgreich und cool, hindern uns daran, unser Leben, so wie es ist, gut zu leben. Wir trauern ständig andern Lebensmöglichkeiten nach. Wir vergleichen uns mit anderen und fühlen uns benachteiligt. Gutes Leben in Würde verlangt, dass ich mich aussöhne mit meiner Lebensgeschichte, dass ich mich so annehme, wie ich bin. Und dass ich das Beste mache aus dem, was mir Gott an Gaben geschenkt hat. In den Medien werden uns ständig Menschen vor Augen geführt, die erfolgreich sind und gut aussehen. Das führt dazu, dass wir uns minderwertig fühlen. Und dieses Gefühl der eigenen Minderwertigkeit und Unzulänglichkeit hindert uns an einem Leben in Würde.

Was können wir beziehungsweise jeder Einzelne von uns für sich tun, damit ein würdevolles Leben gelingen kann?

AG: Die erste Bedingung ist, dass ich mich so annehme, wie ich bin. Das verlangt, dass ich Abschied nehme von Illusionen. Die zweite Bedingung ist, dass ich dankbar bin für mich und für mein Leben, durch das ich so geworden bin, wie ich jetzt bin. Die Dankbarkeit ist die Voraussetzung, dass ich innerlich zufrieden werde. Und die dritte Bedingung ist, dass ich aus dem, was aus mir geworden ist, mein Leben forme, und dass ich immer mehr in die einmalige Gestalt hineinwachse, die Gott mir zgedacht hat, dass ich immer mehr ich selber werde. Wenn ich in Berührung bin mit dem einmaligen Bild Gottes von mir, dann lebe ich eine Würde, die mir niemand nehmen kann. ■

Lesen Sie zu denselben Fragen auch die Ansicht von Dr. Gerald Hüther (→ S. 28)

Die Fragen stellte Sabine von Varendorff

NEUE IDEEN FÜRS WOHNEN DER ZUKUNFT



8

Ein Gespräch mit Dr. Bodo de Vries, Vorstandsvorsitzender von SONG – dem Netzwerk, um Soziales neu zu gestalten

magazin: Das SONG-Netzwerk wurde 2015 gegründet, hatte und hat nach wie vor das Ziel, Sozialräume angesichts der gesellschaftlichen Änderungsprozesse neu zu gestalten. In den vergangenen fünf Jahren hat sich einiges verändert. Welche Problematiken sind noch offener zu Tage getreten als damals? Gibt es welche, die in der jüngsten Vergangenheit neu aufgetaucht sind?

Dr. Bodo de Vries (BdV): Die Zusammenarbeit mit allen Akteuren im Quartier ist für SONG immer auch eine Aufgabe des Gemeinwesens, bei der die „Produktion“ von Wohlfahrt auch zivilgesellschaftlich entwickelt wird. Hierbei einen Welfare-Mix aus Profis und zivilgesellschaftlichen Akteuren herzustellen, ist zu einer Aufgabe geworden, die neben der Integration von Versorgungsketten auch ganz neue Fragestellungen zur Digitalisierung in den Mittelpunkt stellt. Wie kann die Weitergabe von Informationen an

alle Akteure gelingen, die im Quartier zusammenarbeiten und sich einbringen? Wie kann die Arbeitsproduktivität der Pflege-Profis durch die Digitalisierung gesteigert werden? In diesen und weiteren Bereichen entstehen neue und zusätzliche Herausforderungen für das Netzwerk SONG.

Herr Dr. de Vries, Sie waren bis November 2020 Vorstandsvorsitzender des Deutschen Evangelischen Verbands für Altenarbeit und Pflege e.V. (DEVAP) und haben an dem Strategiepapier „DEVAP Altenarbeit und Pflege 2021 bis 2025“ prägend mitgewirkt. Wo sehen Sie die Schnittmengen zwischen den Forderungen dieses „Zukunfts-Katalogs“ und der Arbeit von SONG?

BdV: Die notwendigen Reformschritte der Pflege tangieren das Netzwerk SONG in allen Bezügen, die zivilgesellschaftliche Kontexte zum Pflegenden herstellen, d.h. eigentlich in allen Bezügen der notwendigen Pflegereform. Die zunehmende Verarmung von Pflegebedürftigen in der häuslichen und stationären Versorgung durch steigende Eigenanteile und Kostenbeteiligung an der Pflege hat möglicherweise Sogwirkungen in die stationäre oder ambulante Versorgung. Der Bearbeitungsstand der Reformschritte und politischen Vorgaben erzeugt damit Widersprüche und Fehlanreize zu den Zielen von SONG. Der Verbleib in der eigenen Häuslichkeit und die hierzu notwendige Unterstützung dürfen nicht durch stationäre Anreize torpediert werden, weil der quantitative Ausbau dieses Versorgungssettings keine gesellschaftliche Lösung für die vor uns liegenden demografischen Herausforderungen hervorbringen kann. Deshalb bedarf es – gerne mit kurzen zeitlichen Zwischenschritten – einer Reform, die das ambulante und stationäre Teilsystem gleichermaßen in den Blick nimmt und schließlich die sektoralen Grenzen der am-

bulanten und stationären Logiken vollständig überwindet. So gilt es zu vermeiden, dass Pflegebedürftige wegen nicht existierender oder nicht finanzierbarer ambulanter Angebote in stationäre Einrichtungen ziehen. Leider jedoch scheint die Bereitschaft vieler Kommunen, ergänzende SGB XII-Mittel in die stationäre Versorgung fließen zu lassen, höher zu sein, als einen pflegebedürftigen alten Menschen im Vorfeld bei der Aufrechterhaltung seiner eigenen Häuslichkeit wirksam zu unterstützen.

„Forschungen belegen, dass der Verbleib in der eigenen Wohnung trotz Pflegebedürftigkeit eine besondere Priorität für die Betroffenen hat.“

Zu Ihrem Antritt als Vorstandsvorsitzender von SONG zu Beginn dieses Jahres haben Sie das Augenmerk auf strukturelle Reformen gerichtet, die eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen Laien und Profis ermöglichen. Warum ist für Sie die Zusammenarbeit zwischen Laien und Profis von so großer Bedeutung?

BdV: Betrachtet man die durchschnittliche Aufenthaltsdauer verheirateter Bewohner:innen in stationären Einrichtungen, fällt auf, dass diese mit ca. 19 Monaten im Vergleich zu anderen Gruppen eine deutlich reduzierte Verweildauer aufweisen. Zuvor alleinlebende Bewohner:innen (geschieden, ledig oder getrennt lebend) verbleiben dagegen ca. 42 Monate in stationärer Pflege. Demnach scheinen das soziale Gefüge und die soziale Einbindung in partnerschaftliche Kontexte für den Verbleib in der eigenen Häuslichkeit eine besondere Bedeutung und Wirkung zu entfalten. Obwohl wir demografisch vor Herausforderungen stehen, die den Ausbau stationärer Strukturen erforderlich machen, bedarf es zugleich der Einsicht, dass dieser Ausbau nicht parallel zur steigenden Anzahl der hilfs- und pflegebedürftigen alten Menschen erfolgen kann. Das notwendige Personal, das wir in 20 Jahren für

die Pflege und Betreuung dieser Menschen benötigen, wurde heute noch nicht geboren. Deshalb muss das Soziale auch hier neu gestaltet werden und die zivilgesellschaftlichen Solidaritäten innerhalb der Wohnquartiere mit intelligenten und vernetzten Strukturen angesprochen werden. Forschungen belegen, dass der Verbleib in der eigenen Wohnung trotz Pflegebedürftigkeit eine besondere Priorität für die Betroffenen hat. Ziel muss es daher sein, den Verbleib in der eigenen Häuslichkeit mit einer hohen Qualität der pflegerischen Versorgung, der Einbindung von Unterstützungsleistungen im Wohnquartier und einem Höchstmaß an Lebenszufriedenheit für die Adressaten dieser Leistungen zu gestalten.

9

Der demographische und soziale Wandel verändert die Bedürfnisse und Ansprüche, die Menschen an Wohnen und Leben haben. Beispielsweise möchten viele Menschen auch im Alter möglichst lange in ihrer vertrauten Umgebung verbleiben dürfen. Welche Ansätze braucht es, damit das gut gelingen kann?

BdV: Das Leben von Pflegebedürftigen in der eigenen Häuslichkeit und in der stationären Einrichtung ist gleichermaßen durch lebenslange Pflegebedürftigkeit gekennzeichnet. Die persönliche Lebenssituation wird hiermit von Ressourcen abhängig, die an den jeweiligen Örtlichkeiten zur Verfügung stehen, um den Bedürfnissen und Bedarfen der Menschen gerecht zu werden. Die Ressourcen an diesen Orten werden je nach Gesundheit, Kompetenzeinbußen, finanziellen Mitteln und der Existenz von Solidaritäten bei den Zu- und Angehörigen, den Nachbarn und dem Wohnquartier unterschiedlich beansprucht. Insbesondere in der eigenen Häuslichkeit existieren solche Ressourcen nicht im gleichen Maße. Städtische und ländliche Lebenssituationen können hier zu Unterschieden führen, ebenso die Bereitschaft und die Möglichkeiten, sich als Zu- und Angehöriger in die Pflege und Betreuung einbinden zu lassen. Viele Nachbarschaften in Deutschland altern generativ, d.h. Menschen in ähnlichen Lebensaltern und räumlichen Milieus befinden sich gemeinsam und nachbarschaftlich in der Lebensphase „Alter“. Eine Zielvorgabe könnte somit darin bestehen, die Solidaritäten dieser nachbarschaftlichen Beziehungen zu aktivieren. Dies führt sicherlich nicht dazu, dass

Nachbarn sich beim Toilettengang gegenseitig unterstützen. Zielsetzung aber könnte hier die Entwicklung einer Achtungskultur sein, bei der durch das Wissen um Problemlagen beispielsweise das Einkaufen oder eine regelmäßige Begegnung als Stütze und Hilfe im Alltag erlebt und damit zugleich Solidaritäten untereinander wirksam gefördert werden.

Wenn ich Ihre Antworten überdenke, dann drängt sich noch eine Frage auf: in den Häusern der Altenhilfe und -pflege, die es bislang gibt, wird zwischen ambulanter und stationärer Pflege unterschieden. Macht diese Unterscheidung überhaupt Sinn und kann es nicht sogar sein, dass diese Unterscheidung dafür mitverantwortlich ist, dass viele Menschen nach wie vor das Gefühl haben, im Alter „ins Heim abgeschoben“ zu werden?

BdV: Ich gehe im Allgemeinen nicht davon aus, dass Bewohnerinnen und Bewohner stationärer Einrichtungen sich „abgeschoben“ fühlen. Diese Deutungen sind wahrscheinlich überholt. Die sich permanent verkürzende Verweildauer der Heimbewohner:innen scheint dies zu belegen. Dennoch sollte unser Ziel sein, die Pflege in ambulanten und stationären Kontexten analog zu finanzieren. Unterschiedliche Leistungen der Pflegeversicherung sollten hier keine Begründungszusammenhänge bieten, um die eigene Häuslichkeit aufzugeben. Das heißt dann aber auch, dass die Eigenverantwortung für das Wohnen (Miete und Hauswirtschaft) bei den Pflegebedürftigen liegt. Die Betroffenen sind dann finanziell zu unterstützen, wenn sie diese Last selbst nicht tragen können. Ein Modell, das sich aus dieser Perspektive entwickelt, bedarf der heutigen sektoralen Grenzen zwischen der ambulanten und stationären Versorgung nicht mehr.

Was können wir als Gesellschaft diesen Menschen als Alternative anbieten? Was kann SONG in dem Zusammenhang sein, können Sie uns dazu aus dem neuen Strategiepapier, das die Zielvorgaben des Vereins bis 2030 enthält, mögliche Antworten aufzeigen?

BdV: Wir müssen unsere SONG-Strategie sowohl an die politischen Reformschritte anpassen, als auch an die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Ein ehrlicher Umgang mit einem staatlichen Leistungsversprechen zum Umgang mit dem Lebensrisiko der Pflege fördert die Akzeptanz und Einsicht in eine SONG-Strategie, die nach neuen und ergänzenden Rahmenbedingungen sucht, um das Leben in der eigenen Häuslichkeit und im Wohnquartier aufrecht zu erhalten. Wir müssen mit neuen Ideen Menschen aufeinander beziehen, zu einer Achtungskultur anregen und hierbei die Ressource der Profis intelligent und effizient einbringen. Dies sowohl als Gemeinwesenauflage vorzudenken und als Träger der freien Wohlfahrtspflege in der Umsetzung zu gestalten, ist weiterhin die Aufgabe von SONG. Neugedacht werden müssen die hierzu notwendigen Strategien und Maßnahmen sowie die gesetzlichen Rahmenbedingungen, die diese Ziele fördern und nicht behindern. An diesen Leitlinien müssten sich weitere strategische Konzepte von SONG messen lassen. ■

DR. BODO DE VRIES ist neuer Vorstandsvorsitzender des Netzwerkes „Soziales neu gestalten“ (SONG). Der Sozialwissenschaftler und Johanneswerk-Geschäftsführer wurde einstimmig in dieses Amt gewählt. Er verantwortet seit mehr als zehn Jahren die fachliche Entwicklung im Bereich der Altenhilfe. Bis November 2020 war er zudem Vorstandsvorsitzender des Deutschen Evangelischen Verbands für Altenarbeit und Pflege e.V. (DEVAP). Das SONG-Netzwerk wurde die vergangenen 15 Jahre von Alexander Künzel (Bremer Heimstiftung) geleitet. Zum 2. Vorsitzenden des Vorstands wurde Pfarrer Frank Wöbner (Samariterstiftung, Nürtingen) gewählt. Weiterhin im neuen Vorstand vertreten sind Ernst-Albrecht von Moreau (Stiftung Pfennigparade, München) und Helmut Kneppel (Kuratorium Deutsche Altershilfe, Berlin).

Der erste Ort für Vertrautheit

Wie Frühchen sich ins Leben kämpfen, obwohl sie die schützende Geborgenheit so bald verlieren



11

Die Gebärmutter ist das erste Zuhause für die Seele eines Menschen“, beschreibt der Hirnforscher Gerald Hüther in seinem Buch „Das Geheimnis der ersten neun Monate“, das er gemeinsam mit der Psychotherapeutin Inge Krens geschrieben hat, die Situation und fährt fort: „Und nicht nur ein Zuhause für die Seele, sondern auch eine Lehrwerkstatt für den Körper.

Ungeborene Babys üben bestimmte Fähigkeiten während ihrer Zeit in der Gebärmutter ein, damit sie sofort ab der Geburt darüber verfügen können. Atmen, Schlucken, Lächeln oder Weinen sichern ihnen, wenn sie das Licht der Welt erblickt haben, das Überleben.“ Lässt sich erahnen, wie schwer der Weg für ein Frühgeborenes ist, wenn es all diese Dinge außerhalb des schützenden Mutterleibes vervollständigen muss? ›

Die Zeit der Schwangerschaft ist die erste Zeit des Daseins eines Menschen. Durch neue Erkenntnisse der Neurobiologie, Verhaltensbiologie und Entwicklungspsychologie, besonders der pränatalen (vorgeburtlichen) Psychologie, haben wir inzwischen ein ziemlich gutes Bild von dem, was ein Ungeborenes im Mutterleib erlebt und fühlt. Das Ungeborene ist keinesfalls ein passiver Passagier, wie lange Zeit angenommen wurde. Was passiert, wenn ein Kind sein erstes Zuhause früher verlassen muss, als ihm eigentlich lieb ist?



Rund 60.000 Babys kommen jedes Jahr in Deutschland vor der 37. Schwangerschaftswoche zur Welt. Eine normale Schwangerschaft dauert jedoch 40 Wochen. Ein Frühchen ist laut Definition ein vor Vollendung der 37. Schwangerschaftswoche (SSW) entbundenes lebendes Baby. Die Überlebenschance von Frühgeborenen und die Aussichten auf ein gesundes Leben hängen von der Schwangerschaftswoche ab. Ein Kind, das vor der 22. Woche geboren wird, gilt als nicht lebensfähig. Nach 22 bis 23 Wochen steigen die Überlebenschancen von rund zehn auf 50 Prozent an. Kommt ein Baby bei einer Frühgeburt zur Welt, sind

Organe und Körperfunktionen noch nicht vollständig ausgebildet. Das Frühchen braucht je nach Reifegrad intensivmedizinische Betreuung.

Rund neun Prozent aller Babys kommen zu früh auf die Welt. Für Eltern von Frühchen beginnt damit oft eine Zeit der Sorge und des Bangens. „Ich habe mich schon gefragt, was habe ich anders gemacht“, erinnert sich Roswitha Schulze*, „also mich hat hier am meisten beschäftigt, warum es zu dieser Frühgeburt kam, da ich eine unproblematische Schwangerschaft hatte. Ich habe nicht geraucht und auch sonst gut auf uns beide geachtet. Bei der Geburt war ich allerdings 35 Jahre alt.“ Laut einer Studie leiden 60 Prozent der Eltern von Frühgeborenen unter psychischen Folgen wie beispielsweise posttraumatischen Beschwerden. Manche Eltern trifft es schon während der medizinischen Behandlung in der Klinik. Andere werden von dem Trauma erst in der nachfolgenden Zeit zu Hause eingeholt. „Ich hatte zuerst Sorge, dass bei meinem Sohn, der mit 980 Gramm in der 31. Schwangerschaftswoche zur Welt kam, gesundheitliche Probleme auftreten könnten.“

Ralf* ist heute 22 Jahre alt, allen Befürchtungen zum Trotz sind keine nennenswerten Spätfolgen aufgetreten, obwohl er schon vor seiner zu frühen Geburt „to small for date“ war und eigentlich zumindest bis zum Schulanfang blieb – also zu klein für sein eigentliches Alter. „Diese scheinbar belanglose Aussage war seinerzeit der einzige Hinweis darauf, dass etwas anders als erwartet laufen könnte. Und dann ging es in der 31. Schwangerschaftswoche auf einmal ganz schnell. „Als das Fruchtwasser plötzlich abging, und ich ruckzuck ins Krankenhaus

musste, dachte ich noch, das wird jetzt behoben und danach geht die Schwangerschaft ganz normal weiter“, berichtet Roswitha Schulze ihre Erinnerungen. Doch dem war nicht so, weil der Sohn auf der Plazenta lag und sich selbst die Nahrungszufuhr blockierte. Jetzt musste es schnell gehen. Das Baby wurde per Kaiserschnitt geholt. Von der sehr starken Narkose, die die werdende Mutter morgens um 9 Uhr erhielt, erholte sie sich erst nach Stunden.

Körperkontakt ist Balsam für die kleine Kinderseele

„Ich war vollkommen benommen und weiß so gut wie nichts.“ Der frischgebackene Vater hat ein Polaroidfoto geschossen, so dass die Mutter wenigstens etwas von ihrem Kind in ihren Händen halten konnte. Denn der Junge kam mit einem Geburtsgewicht von 980 Gramm sofort auf die Frühchen-Station. „Ich hatte Glück, dass diese im selben Gebäude in Reutlingen ist wie die Frauenstation, auf der ich lag. Während sie nach dem Kaiserschnitt im Wochenbett lag und sich von der Operation erholte, gingen ihr tausend Gedanken durch den Kopf. „Ja, bestimmt habe ich mir auch Vorwürfe gemacht, denn ich war es ja, die für das Baby im Bauch die Verantwortung trug. Doch glücklicherweise hat mir mein Mann zu keiner Zeit irgendwelche Vorwürfe gemacht, im Gegenteil: er hat mich liebevoll unterstützt und wir waren einfach nur froh und glücklich, dass das Baby gesund zur Welt kam und sich trotz seiner frühen Geburt sehr gut entwickelte.“ In den ersten Lebenswochen und auch noch danach, lassen sich Säuglinge

in ihren Empfindungen noch leicht anstecken. Sie passen sich den leisesten inneren Regungen an und reagieren auf Stress und Nervosität mit eigener Unruhe.

Doch das fiel anfangs für Roswitha Schulze und ihren Sohn Ralf eher aus, denn es war zuerst sehr befremdlich, diese Apparaturen und Schläuche zu sehen – und hat auch traurig gemacht. Die Schwestern auf der Station haben uns jedoch in die Pflege und Versorgung so gut es ging eingebunden und wir konnten unseren Sohn im Inkubator streicheln, später durfte er auch auf den Bauch der Eltern gelegt werden.“ Ein Stück Nähe also für Mutter und Kind, die Stimme der Mutter war vertraut. Roswitha Schulze konnte ihre abgepumpte Muttermilch täglich in die Klinik bringen. „Das war auch ein gutes Gefühl, das Baby auf diese Weise ernähren zu können, da das Stillen bei den Frühchen meist nicht funktioniert.“

Den ersten Lebensabschnitt verbringen Frühchen in der Klinik. Trotz aller aufopfernden Bemühungen, ihnen den verfrühten Start ins Leben zu erleichtern, ist es nicht einfach. „Auf der Station ist es oft laut, hektisch und zu hell gewesen.“ Frühgeborene brauchen aber, um eine stabile Kontrolle über ihre Körperfunktionen zu erhalten, gleichbleibende Umgebungsbedingungen und einen festen Rhythmus sowie viel Ruhe. Wichtig ist für so einen winzigen Menschen Verlässlichkeit. Körperkontakt ist Balsam für die kleine Kinderseele, so dass sie frisch im Leben angekommen, sich dort auch ein Stück weit zu Hause fühlen kann.

Selbst der lang erwartete Augenblick, als Schulzes die Klinik verlassen durften, blieb gepaart mit der Angst davor, dass die weitere Entwicklung des Kindes beeinträchtigt sein könnte. „Aber, da mein Mann mein Fels in der Brandung war,

gelang es uns gut, auch Momente für uns selbst zu finden und uns zu entspannen. Wir hatten für zuhause einen Überwachungsmonitor erhalten, so dass wir ein Stück weit beruhigt sein konnten, da bei Unregelmäßigkeiten ein Alarm ausgelöst wurde. Sogar bei Spaziergängen im Kinderwagen wurde der Monitor am Anfang mitgenommen.“

Heute nach all diesen Erinnerungen befragt, kommen nicht nur, aber überwiegend, gute Gefühle ans Licht. Die Sorgen und die Ängste hat es zwar gegeben, auch wenn diesen nur wenig Raum eingeräumt wurde und weil Ralf mit seinen jetzt 22 Jahren längst auf einem guten Weg in sein eigenes Leben ist. „Der junge Mann ist sehr willensstark, so wie viele Frühchen und macht seinen Weg. Er hat momentan seine Bachelor Prüfung im Fach Maschinenbau bestanden und fängt bald mit seinem Masterstudium an. ■ svv

*Name redaktionell geändert

13

ZU FRÜH UND DOCH GANZ NAH

Das 1. Zuhause für kleine Menschen heimisch machen. Wenn ein Kind zu früh auf die Welt kommt, ist oft kein direkter Kontakt zwischen Frühchen und Mutter möglich. Über die bionische Gelmatratze BABYBE werden Herzschlag, Brustkorbbewegung und Stimme der Mutter beziehungsweise der Eltern direkt auf das Frühgeborene im Inkubator übertragen und unterstützten so die Entwicklung des Babys signifikant. Babybe, eine spezielle Gelmatratze für Säuglingsinkubatoren, simuliert für das Frühchen die Empfindung, auf dem Mutterbauch zu liegen, indem Herzschlag, Brustkorbbewegung und Stimme der Mutter in Echtzeit direkt auf die Matratze übertragen werden. Raphael Lang und Camilo Anabalón, haben 2013 das Start-up BABYBE mit Sitz in Stuttgart gegründet. Neonatologen waren an der Entwicklung des bionischen Gelkissens für Frühgeborene beteiligt. Inzwischen gehört Babybe zur Natus Europe GmbH, Medizintechnik.





ZIMT UND ZUCKER FÜR'S GEMÜT

In der Ringstraße in Schwäbisch Hall werden Menschen mit komplexem Hilfebedarf entsprechend ihrer Fähigkeiten gefördert und finden zurück ins Leben

Das Wohnen in eigenen vier Wänden geht nicht oder nicht mehr. Eigentlich schon Drama genug. Doch die Ursache, die hierzu geführt hat, ist oft erschütternd. Menschen sind ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Familie, weil sie psychisch schwer krank sind. Oft fallen diese Menschen durch jedwedem Raster und landen auf der Straße oder in geschlossenen Abteilungen von Pflegeeinrichtungen. Von dort aus führt selten ein Weg zurück ins Leben. Ganz anders hingegen in der Ringstraße in Schwäbisch Hall: Hier werden trotz schwierigster Ausgangslagen individuelle Perspektiven entwickelt, damit Menschen eine Chance haben.

Die L-förmige, kubische Bauweise mutet sehr modern an. Viel Glas lässt Licht ins Gebäude. Hier wohnen Menschen, die an aussichtslosen Punkten in ihrem Leben standen und nur noch von Dunkelheit umgeben waren. „Wir wollen Hoffnung geben und machen, wenn andere vielleicht schon längst aufgegeben haben“, sagt Rainer Grün, Standortleiter in der Ringstraße. Die zahlreichen Terrassen, Sitzplätze und Grünbereiche ermöglichen

Frei-Raum im wahren Wortsinn. Sie sind über alle drei Etagen verteilt. „Wir helfen hier jedem, egal ob jemand einen Unterbringungsbeschluss hat oder nicht.“, erläutert er das offene Konzept der sozialpsychiatrischen Einrichtung.

Im Haus gibt es auf allen Ebenen einen großzügig gestalteten Gemeinschaftsbereich mit gut ausgestatteter Küche und einem Sofa-Eck. Hier kann gemeinsam gekocht, gegessen und gehillt werden. „Hier ist alles schön und neu“, erzählt Daniel Fritz*. Der 38-Jährige hat vorher im Nicolaihaus gelebt und ist schon zum zweiten Mal in den Bewohnerbeirat gewählt worden. „Wenn jemand Sorgen oder Nöte hat, dann kümmern wir uns“, sagt er, „aber hier geht es uns allen gut. Die Terrassen sind super. Es ist ein sehr schönes Zuhause.“ Ganz besonders freut den eingefleischten FC-Bayern-Fan, dass



hier jeder, der es möchte, einen eigenen WLAN-Zugang haben kann. Lange war es die Frage, ob es für Daniel Fritz, einen Ort geben kann, der ihm den Schutz bietet, den er braucht, und die Freiheit, die er sich wünscht. Der starke junge Mann meint: „Ich bin hier daheim.“

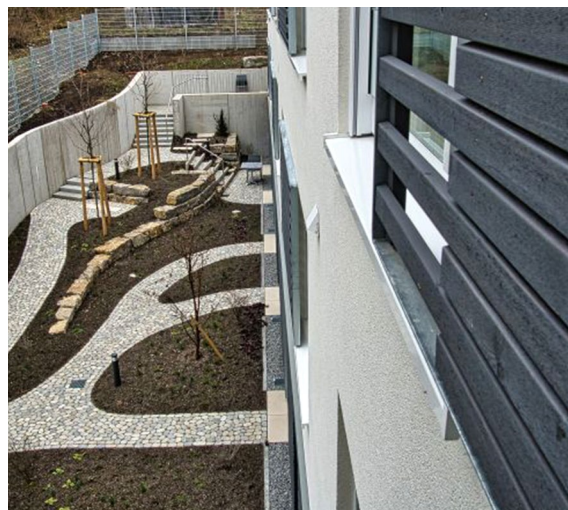
Die Ringstraße in Schwäbisch Hall ist ein echtes „Leuchtturmprojekt“ mit 24 Plätzen für Menschen, die einen intensiven, komplexen Hilfebedarf haben. Menschen mit sehr schweren psychischen Erkrankungen, die sich so stark selbst gefährden, dass sie nach §1906 BGB geschlossen untergebracht werden müssen, werden hier jedoch nicht weggeschlossen. Sondern es wird mit Richtern, gesetzlichen Betreuern sowie den Betroffenen selbst gemeinsam besprochen, wie viel Schließung zum Selbstschutz notwendig und wie viel eigenverantwortliche Öffnung möglich ist. Der schließbare Bereich ist im Erdgeschoss. Hier werden die Türen je nach aktueller Krankheitslage geöffnet oder geschlossen. Jede:r hat einen eigenen Chip, auf dem programmiert ist, welche Türen damit geöffnet werden können und welche nicht. Wer den Bereich selbständig verlassen darf, meldet sich offiziell ab und kehrt dann eigenverantwortlich wieder zurück. „Das klappt ganz gut“, weiß Rainer Grün. Vor dem schließbaren Bereich ist ein Dienstzimmer, das rundherum verglast ist. „So ist größtmögliche Transparenz gewährleistet“, sagt der Standortleiter, „wir wollen ganz klar signalisieren, dass hier niemand über andere Macht ausübt.“

Die Samariterstiftung arbeitet bei ihrem gesamten sozialpsychiatrischen Angebot im Landkreis Schwäbisch Hall mit einer personenzentrierten Ausrichtung: stets wird nach Wegen gesucht, wie Menschen möglichst individuell und ressourcenorientiert Begleitung und Unterstützung angeboten werden kann. Dieser Ansatz wird auch in der Ringstraße konsequent verfolgt. Wesentlich dabei ist die Suche nach den Motivatoren, die die Menschen antreibt, ihre Situation verbessern zu wollen. Ähnlich wie in der Jugendentwicklung wird gezielt darauf geachtet, dass die Selbstständigkeit jeder Bewohnerin und jedes Bewohners wachsen kann. Das geschieht mitunter gleichsam nebenbei – zum Beispiel wenn die beiden Kaninchen „Zimt“ und „Zucker“ nach einem festgelegten Dienstplan gefüttert und geputzt werden.

Doch die „Offenheit“ geht weit darüber hinaus. So hat beispielsweise Daniel Fritz an seinem eigenen Hilfeplan mitgewirkt und hat, seit er in der Ringstraße wohnt, eine „enorme persönliche Entwicklung“ gemacht. Auch

für André Weinschenk hat sich einiges bewegt, seit er in der Ringstraße angekommen ist. Der 31-Jährige besucht die Abteilung Landschaftsgärtnerei der Fränkischen Werkstätten und bereitet sich gerade auf sein Fachabitur vor. „Ich habe mir einen eigenen Fernseher und einen Schreibtisch für mein Zimmer gekauft“, erzählt er. Er fühlt sich hier sehr wohl. Im 2. Obergeschoss ist der Förder- und Bildungsbereich mit Gruppenräumen, kleinem Werkraum und einem Entspannungsbereich angesiedelt. Hier können die Bewohner:innen auch kleinere Aufträge für die regionale Wirtschaft ausführen.

Hier oben im zweiten Obergeschoss ist eines der Highlights des Hauses: eine ein- und ausladende Dachterrasse mit freiem Blick über die Nachbarschaft und bis zur Altstadt Schwäbisch Halls. Hier oben wohnen vier Menschen in der sogenannten „Verselbstständigungsgruppe“. Ihr Weg führt zurück in ein allseits bekanntes Leben.



Übrigens steht das Haus nicht einfach so auf der grünen Wiese. In unmittelbarer Nachbarschaft befinden sich das Klinikum und andere relevante Einrichtungen. „Wir legen viel Wert darauf, gut vernetzt zu sein und einen breiten fachlichen Austausch zu haben“, sagt Grün. So werden die Fachkräfte im Haus durch eine extra eingestellte systemische Beraterin unterstützt. Mittelfristig soll der renommierte Psychiater Andreas Piesch, der in der Sozialpsychiatrie Pionierarbeit geleistet hat, als externer Berater begleiten. So ist die „Ringstraße“ für den Landkreis Schwäbisch Hall ein sinnvoller Angebotsmix aus Aufnahme-, Clearing- und Kriseninterventionsplätzen, aus stationären Plätzen sowie aus (intensiv) ambulantem Wohnen als Training zum Übergang zur Selbstständigkeit. ■ svv

*Name redaktionell geändert



Loslassen und neu werden

Max G. Bailly ist nach 40 Jahren aus dem eigenen Haus in Unterensingen ins Betreute Wohnen in den Nürtinger Kroatenhof gezogen

Wenn ich loslasse, was ich bin, werde ich, was ich sein könnte. Wenn ich loslasse, was ich habe, bekomme ich, was ich brauche“, sagt der Dalai Lama und beschreibt damit ein Stück des Lebensweges, den Max G. Bailly in den vergangenen Monaten gegangen ist. Denn seit Februar lebt er in einer neu bezogenen Drei-Zimmer-Wohnung im Betreuten Wohnen in der Seniorenwohnlage Kroatenhof. Zuvor hat er 40 Jahre in einem alten Bauernhaus in Un-

terensingen gelebt und gearbeitet. Max G. Bailly hat als freischaffender Künstler auch das Leitbild der Samariterstiftung 2013 in die Sprache der bildenden Kunst übersetzt.

„Ich habe mein Leben komplett verändert“, sagt Max Bailly, während er am kleinen Esstisch in seinem neuen Wohnraum in der Drei-Zimmer-Wohnung im Kroatenhof sitzt und ihm die Frühlingssonne den Rücken wärmt. Hell ist es in der großzügig geschnittenen Wohnung.

Ein langer Balkon zieht sich über zwei der Zimmer. Vor dem kleinsten Raum, in dem sich Bailly ein Schlafzimmer nebst kleinem Büro eingerichtet hat, ist nochmal ein kleiner Balkon. Eine rotweiß gestreifte Markise wird im Sommer die Wohnung um den Freiplatz im Grünen erweitern, denn der Blick fällt auf das Quartier Klein Tischhardt mit Bäumen, Gärten und Rasenflächen. „Ich habe 40 Jahre in Unterensingen in meinem Bauernhaus gelebt. Dort hatte ich auch mein Atelier und habe nun meine Werke in einem Magazin in der Scheune eingelagert. Es war und ist schon ein großer, ein sehr großer Schritt, hierher zu ziehen“, sagt Bailly.

Max G. Bailly ist freischaffender Künstler. Er betreute mehr als zwölf Jahre lang die Galerie im Foyer der Hauptverwaltung der Samariterstiftung in Oberensingen und leitete Kunstprojekte für Menschen mit einer Behinderung. In seinem alten Bauernhaus war sein Atelier, eine kleine Galerie (der „Kunstraum im Stall“) und eine Kunstscheune (für Konzerte) eingerichtet. Mehr als 25 Jahre hat er an der von ihm mit aufgebauten Freien Kunstakademie

in Nürtingen mitgewirkt. Er hatte zudem einen Lehrauftrag an der Hochschule für Kunsttherapie in Nürtingen. In der Erwachsenenbildung hat er unzählige Kurse gegeben. Vor zwei Jahren dann kam der erste Dämpfer: es stellten sich bei dem 1936 Geborenen massive Herzrhythmusstörungen ein. „Es ging nicht mehr so, wie ich es gern gewollt hätte“, erinnert sich Bailly. Herzkatheter und neue Stents folgten. „Ich habe gespürt, dass es jetzt an der Zeit ist, Dinge loszulassen“, erinnert er sich, „doch das ist keine leichte Sache gewesen.“ Es heiße doch immer, dass ein alter Baum nicht verpflanzt werden soll, allerdings gebe es auch Bäume, die plötzlich die innere Weisheit spürten, dass sie doch ein anderes

„Das Festhalten an dem, was ich hatte, war eine Klammer. Das Loslassen all dessen hat mich befreit.“

Plätzchen brauchen, als das, wo sie so lange standen. Seine drei Kinder sind vollkommen überrascht, als der Vater verkündet, dass er sich von Haus und Hof sowie von unzähligen anderen privaten Dingen wie Büchern und Kunstwerken trennen will, um in das Betreute Wohnen zu ziehen.

Er hat Glück. Großes Glück! Nach einer Wartezeit wird in der 1996 gegründeten seniorengerechten Wohnanlage Kroatenhof gerade rechtzeitig eine Drei-Zimmer-Wohnung frei. „Das ist der Idealfall, denn ich habe jetzt im dritten Zimmer mein Atelier eingerichtet.“ Stimmt, dort steht eine Staffelei, und in den Regalen lagern Leinwände, Farben, Pinsel und andere Malutensilien. Auf dem Werk Tisch ruhen einige Arbeiten, die Bailly gegenwärtig überarbeitet, damit sie Teil einer neuen Ausstellung werden können, (zum 85. Geburtstag, im Januar '22 in Unterensingen.) Doch bis dahin kann Baillys Bart noch ein Stück länger werden. Denn seit Corona aufgetaucht ist, hat sich der Künstler Bart und Haarschopf nicht mehr gestutzt. Er trägt jetzt Rauschebart und Pferdeschwanz.

„Tja, jetzt bin ich in der Seniorenwohnanlage angekommen“, bilanziert Bailly und blickt sich in seinem neuen Zuhause um. Die Wände sind fast ungeschmückt. „Im Moment fühle ich mich ohne Bilder an der Wand sehr wohl“, gesteht er, „es ist alles sehr viel leerer als im Bauernhaus. Das hat mich zuerst verwundert. Jetzt gefällt es mir. Ich habe nichts verloren, sondern neue Freiheit dazu gewonnen.“ Das elektrisch verstellbare Bett hat sich Bailly ganz neu gegönnt. Ansonsten sind nur einige wenige persönlich wichtige Dinge von Unterensingen >



mit in den Kroatenhof gezogen. „Die müssen noch ihren Platz finden. So ganz bin ich noch nicht zuhause“, sagt Bailly. Seine neue Küche hat er schon getestet. „Als erstes habe ich einen Kuchen gebacken...“ Für den 84-Jährigen steht fest: „Ich wohne hier in meiner Wohnung. Das ist kein Altersheim.“ Die Autonomie ist ihm wichtig. Denn obwohl er nicht mehr alles so wie früher erledigen kann, möchte er seine Selbstständigkeit behalten. „Ich erkunde mein neues Revier hier vor der Haustür und bis in die umliegenden Dörfer und Wälder mit dem E-Bike.“ Heute weiß er: „Das Festhalten an dem, was ich hatte, war eine Klammer. Das Loslassen all dessen hat mich befreit.“

Sein Bauernhaus in Unterensingen hat er an eine junge Familie mit Kindern verkauft. In der Scheune hat er Raum angemietet, in dem sein Lebenswerk eingelagert ist. „Aber ich habe nicht alles aufgehoben. Über Monate wurde zusammen mit einer Künstlerkollegin gesichtet, aussortiert und manchmal auch im

Ofen verbrannt“, erinnert er sich. „Es waren immer wieder, über eine lange Zeit, lauter kleine Abschiede von meinem vergangenen Leben.“ 1.000 Bilder sind so aussortiert worden. „Was für ein Akt!“ Dem Heizungssofen trauert Bailly übrigens überhaupt nicht nach. Sechs Monate im Jahr hat er den täglich mit Holz eingheizt. 40 Jahre lang. Sein Holzlager hatte beachtliche Ausmaße.

Jetzt dreht er einfach den Thermostat hoch. Überall fließt warmes Wasser und im neuen Zimmer-Atelier ist es angenehm warm. „Das ist ein Luxus, den ich jetzt richtig genießen kann.“ Bailly fühlt sich in seiner neuen Wohnung so frei, dass er sich extra einen gelben Punkt malen und aufhängen musste, der ihn daran erinnert, dass er morgens einen gelben Knopf drücken muss, um sich im „System“ anzumelden. „Am Anfang kam dann oft vorsorglich der Anruf, ob es mir gut gehe, weil ich mich morgens nicht gemeldet hatte“. Denn das ist der Vorteil: Hinter der Wohnung



liegt ein Netzwerk mit all den Hilfen, die nötig werden können, wenn Kräfte nachlassen. Bis dahin fällt bei Bailly die Notruf-Strippe an der Wand lediglich als drapiertes „Kunstobjekt“ auf. ■ svv



KROATENHOF

In eine Kroatenhof-Wohnung kann einziehen, wer mindestens 60 Jahre alt oder zu 60 Prozent und mehr behindert ist. Möchte ein Paar gemeinsam einziehen, sollte zumindest einer von beiden das 60. Lebensjahr bereits vollendet haben. Die Stadt Nürtingen hat gemeinsam mit der Samariterstiftung als Träger 94 altengerechte Eineinhalb-, Zwei- und Drei-Zimmer-Appartements errichtet.

KONTAKT

Telefon: 07022-708 900

E-Mail: kroatenhof.nuertingen@samariterstiftung.de

Weitere Infos online unter:

<https://www.samariterstiftung.de/standorte/altenpflege/esslingen/kroatenhof-nuertingen.html>

ZWÖLF QUADRATMETER ZUHAUSE



Tiny-Häuser bieten Obdachlosen in Heilbronn eine Chance, ins gewohnte Leben zurück zu finden

Die Haare sind lang und zottelig, fast schon verfilzt. Die Hände haben schon lange kein Stück Seife mehr gesehen und der Parka, dessen Taschen eingerissen sind, ist viel zu kalt für diese Jahreszeit. Einst gehörte der Mann, der neben seinem Hund auf dem Pflaster in der Heilbronner Fußgängerzone sitzt, zur Mitte der deutschen Gesellschaft: In Mecklenburg-Vorpommern aufgewachsen, Ingenieur-Studium, Vater einer Tochter. Eine gesunde Familie und heile Welt. Doch nach der Wende trafen ihn hintereinander mehrere Schicksalsschläge und er trieb immer weiter an den sozialen Abgrund, schließlich bis in die Obdachlosigkeit. Auf der Straße leben zu müssen, ist kein Einzelschicksal und es kann unglaublich schnell gehen. Krankheit, Job weg, Wohnung

gekündigt wegen Eigenbedarf und anderes mehr, meistens ist es eine Kette von Ereignissen, die zur Katastrophe führt. Der Weg auf die Straße oder unter die Brücke ist kurz. In Heilbronn geht jetzt die Aufbaugilde ganz neue und keineswegs unumstrittene Wege, um Wohnsitzlosen zu helfen.

Mehr als eine Million Menschen in Deutschland haben keine Wohnung. Der Anteil von Frauen und von Menschen unter 30 Jahren hat in den vergangenen zwei Jahren etwa um 30 Prozent zugenommen. Das sagen zumindest Schätzungen der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe. Genaue Zahlen gibt es nicht, weil bisher keine Erhebungen dazu gemacht wurden. Das soll 2022 anders werden. Doch auch dann bleibt das Grundproblem: obwohl im Grundgesetz kein

Recht auf Wohnen formuliert ist, werden bei Menschen ohne feste Wohnung verschiedene ihrer Grundrechte verletzt. Dazu zählen beispielsweise die Menschenwürde (Art. 1 Abs. 1 GG), die körperliche Unversehrtheit (Art. 2 Abs. 2 GG), Ehe und Familie (Art. 6 Abs. 1 2 GG) sowie die freie Entfaltung der Persönlichkeit (Art. 2 Abs. 1 GG). So viele Paragraphen müssen aber gar nicht bemüht werden. Ein Blick in die Gesichter der Menschen, die nur von der Hand in den Mund und notdürftig bekleidet auf der Straße leben, spricht Bände.

Was macht es mit Menschen, wenn sie kein Dach mehr über dem Kopf haben? „Das Leben auf der Straße ist ganz schön stressig“, berichtet Hannes Finkbeiner, Geschäftsführer der Aufbaugilde in Heilbronn, die sich seit vier Jahrzehnten in der Arbeitslosen- und Obdachlosenhilfe engagiert. Ein Mensch ohne Dach über dem Kopf muss sich den gesamten Tag über organisieren. Er braucht etwas Warmes zu essen, er muss einen Platz zum Kleiderwechseln haben, einen Platz zum Schlafen und zum Waschen. Das Leben auf der Straße ist ein Leben in Daueralarmbereitschaft. „Wir beraten im Jahr etwa 700 Männer und Frauen in Sachen Arbeits- und Obdachlosigkeit“, berichtet Finkbeiner, der auch im Kirchengemeinderat sitzt. Er ergänzt, dass innerhalb der letzten zwei Jahre noch etwa 800 EU-Europäer hinzukommen, die teilweise ohne Arbeit und Wohnung im Stadt- und Landkreis Heilbronn stranden. Der Stadt- und Landkreis Heilbronn zählt insgesamt 470.000 Einwohner. Der Wohnungsmarkt ist leergefegt. Eine bezahlbare Ein- oder Zweizimmerwohnung für Singles zu finden, ist nahezu aussichtslos und schlägt mit mindestens 412 Euro pro Monat zu Buche. Eine Unterkunft im städtischen Obdachlosenheim kostet im Mehrbettzimmer und mit Gemeinschaftsdusche 360 Euro im Monat. Aktuell bekommt ein Hartz IV-Empfänger 446 Euro im Monat. Damit sind auch die Kosten für die Unterkunft abgedeckt. Wohngeld gibt es keines mehr. „Da musste etwas passieren“, berichtet der engagierte Sozialdemokrat Finkbeiner.

Es werden Tiny-Häuser für Obdachlose geplant. Sie messen gerade mal zwölf Quadratmeter, sind für die Kritiker dieses Projektes somit ein „Hasenstall“ – für die drei Menschen, die die ersten davon in Heilbronn bewohnen durften aller-

dings die Chance auf Rückkehr in ein vertrautes Leben. Die Miete für ein solches Mini-Haus mit Bett, Schrank, Tisch und eigener Toilette und Dusche nebst Kochzeile beträgt 230 Euro. Mit der Aktion „Wohnen spenden“ will die Aufbaugilde darauf hinweisen, dass dringend Investoren und Grundstücke für die Mini-Häuser gesucht werden. Denn die „Straße ist kein Zuhause“. Die ersten drei Häuser dieser Art standen zunächst auf einem Parkplatz, der dem Trägerverein gehört, der die Aufbaugilde unterstützt, doch inzwischen sind die Häuser umgezogen. Die bisherigen Mieter, zwei Männer und eine Frau haben den Weg zurück in ein „geregeltes“ Leben gefunden. Die Frau macht eine Ausbildung im

Die **AUFBAUGILDE HEILBRONN** gGmbH ist ein diakonisches Sozialunternehmen, deren Name bis ins Jahr 1948 zurück reicht. Drei Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges wurde auf Burg Stettenfels bei Heilbronn das Jugendgemeinschaftswerk der Evangelischen Aufbaugilden gegründet. Träger wurde das Hilfswerk der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. 1951 wurde das Jugendgemeinschaftswerk der Evangelischen Aufbaugilden in Jugendgilde umbenannt. 1972 schlossen sich das Evangelische Hilfswerk und die Innere Mission zum Diakonischen Werk Württemberg zusammen. Neue Träger der Jugendgilde wurden die Fürsorgeheime Leonberg-Oberensingen. 1975 fusionierten die Fürsorgeheime Leonberg-Oberensingen und das Samariterstift zur Samariterstiftung. Träger der Jugendgilde wurde nun die Samariterstiftung. Die Jugendgilde wurde 1979 aufgelöst.

Bereich Hauswirtschaft und die beiden Männer sind in eine Wohngemeinschaft gezogen. „Es lässt sich kaum in Worten wiedergeben, wie sehr die Menschen in dieser Zeit an Selbstbewusstsein und Zukunftsvertrauen gewonnen haben“, erzählt Finkbeiner. In einem Doppelmodulhaus lebt eine deutsche, vierköpfige Familie mit kleinen Kindern. Alle Mietenden verpflichten sich mit dem Einzug beratende Betreuung und Begleitung zuzulassen. Nach Jahren auf der Straße und oft mit traumatischen Lebensereignissen konfrontiert, ist dies in etlichen Fällen auch dringend nötig.



„Es lässt sich kaum in Worten wiedergeben, wie sehr die Menschen in dieser Zeit an Selbstbewusstsein und Zukunftsvertrauen gewonnen haben“

Für dieses Jahr ist geplant, dass das Angebot auf neun Häuser im Stadt- und Landkreis ausgeweitet wird. Die Warteliste für solch ein Mini-Zuhause ist inzwischen lang. Auffällig, dass immer mehr ältere Frauen mit einer kaum nennenswerten Rente sich nach einem solchen Wohnplatz erkundigen. „Die Altersarmut unter Frauen nimmt deutlich zu“, hat Finkbeiner beobachtet. Anfragen werden von der Fachberatungsstelle der Aufbauhilfe angenommen und bearbeitet.

Solch ein Haus in Holzmodulbauweise kostet 32.000 Euro. Hinzu kommen Kosten für Wasser, Abwasser, Strom und das Grundstück. „Sicherlich nicht die preiswerteste Lösung“, gesteht Finkbeiner, „doch die flexibelste, die schnellste und die menschenwürdigste“, da ist er sich sicher. Mit dem Einzug ins Haus bekommen die

Menschen ihre Würde zurück. Ihre Intimsphäre bleibt geschützt. Sie haben Raum, sich selbst zu entfalten. Sie dürfen Verantwortung für ihr Leben übernehmen. „Wie stolz unsere Mitarbeitenden als Dank zu einem Essen im eigenen Haus eingeladen worden sind“, erinnert sich Finkbeiner. Vor den Häuschen stehen Blumentöpfe. Im Inneren wird dekoriert. „Die Vorstellungen von einem Zuhause sind auch nach Jahren auf der Straße ziemlich bürgerlich und in vielen schönen Katalogen so zu finden, wie sich Wohnungslose das erträumen.“ Das größte Plus der Häuser ist allerdings: dass die Menschen der Straße ihren vierbeinigen treuen Freund, der ihnen oft in ihrer schwersten Stunde treu zur Seite stand, der ihnen häufig als einziges Lebewesen Zärtlichkeit und Wärme schenkte, mit einziehen lassen können, wenn er gut erzogen ist. ■ svv

Der letzte Liebesdienst hat Wirkung



22

Dem Verlassen des letzten Daheims einen würdigen Rahmen geben und somit das Weiterleben tröstlicher machen

Sterben ist die Brücke, deren Weite keiner kennt, singt Heinz Rudolf Kunze und beschreibt damit den Weg, den wir Menschen als letzten auf dieser Erde gehen. Manche treten ihn von zu Hause aus an, manche aus der Alteneinrichtung, in der sie ihre letzten Tage verbracht haben, manche sogar mitten aus dem Leben oder nach Krankheit. Allen gemein ist, dass diese letzte Reise von kulturellen Handlungen begleitet ist, die den Abschied vor allem denjenigen leichter machen, die dieses Leben nun ohne die oder den Verstorbenen weiterleben müssen, im Samariterstift Altenstadt wird in dem Zusammenhang auf diakonische und christliche Rituale zurückgegriffen.

„Geh hinaus ins Licht, das nur wer hier bleibt Dunkel nennt“, heißt es an anderer Stelle im Lied von Kunze. Damit dieses Dunkel nicht ganz schwarz ist, wird

im Samariterstift Altenstadt viel getan. „Wir räumen den Menschen die Zeit ein, die der Abschied braucht“, erzählt Kraft. Damit in diesen Momenten der Trauer nicht zudem Organisatorisches beschwert, werden die Rahmenbedingungen des Abschieds schon bei der Aufnahme ins Haus besprochen und schriftlich festgehalten. Abgeklärt sind Wünsche nach einem Pfarrer, einer christlichen Aussegnung, palliativer Begleitung, Unterbringung im Hospiz, Gebete am Bett und ähnliches mehr. Für die Augenblicke am Bett des/der Verstorbenen hat das Referat Diakonie und Theologie der Samariterstiftung weitreichende und hilfreiche Informationen aufgelegt. Vom Abschiedssegens am Bett der/des Sterbenden bis hin zur Aussegnungs- oder Abschiedsfeier sowie zur Gestaltung eines entsprechenden Gedenkortes, ist Material vorhanden. Für die Abschiedsfeier liegt eine Gestaltungsmöglichkeit sogar

im Wortlaut vor. Psalmen und Liedtexte gibt es als kopierte Vorlagen. Die Unterlagen können je nach Haus und Situation individuell angepasst werden.

Für die Hausleitungen ist das Abschiednehmen Bestandteil ihres Arbeitslebens. Damit das letzte „Auf Wiedersehen“ gelingt, selbst wenn die Leitung abwesend ist, sind in allen Häusern der Stiftung Mitarbeitende entsprechend geschult, damit sie diesen Dienst ebenso wahrnehmen können. „Es gibt große Sicherheit, wenn da jemand ist, der das Organisieren übernimmt“, hat Michaela Kraft, Hausleitung, beobachtet. „Trauernde stecken oft in ihrer ganz persönlichen Trauer fest und sind wie aus der Welt.“ Damit für das Traurigsein Platz im gegenwärtigen Leben ist, wird in Ammerbuch beim Abendessen derer gedacht, die diese Welt verlassen haben. Ihr Platz am Tisch ist mit einer Kerze geschmückt und von ihnen wird erzählt. Unter den Hausgästen darf einer ein Lied aussuchen, das dem Verstorbenen wichtig war und dies wird (nicht in Corona-Zeiten) für die/den Verstorbenen gesungen.

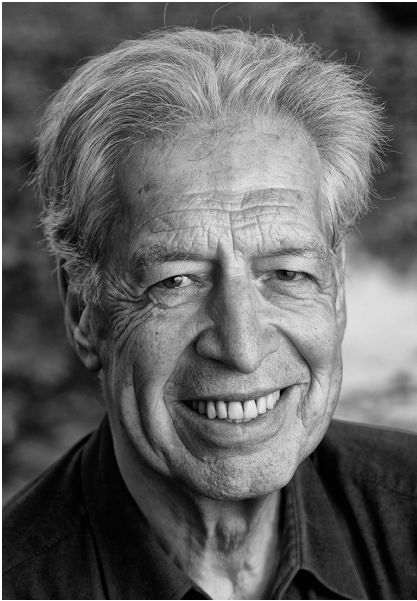
Für diese allerletzte Begegnung von Mensch zu Mensch müssen Hausleitungen, Fach- und Pflegepersonal eng mit den Angehörigen, dem betreuenden Hausarzt sowie mit dem zuständigen Bestatter zusammenarbeiten. Denn wenn der Hausarzt ins Haus gekommen ist, den Tod amtlich festgestellt hat, dann verlässt der/die Verstorbene das letzte Zuhause auf Erden. „Wir achten ganz streng darauf, dass dies würdig geschieht“, erzählt Markus Maichle, Haus der Zeit in Geislingen. Der Bestatter ist seit Corona-Zeiten außer Johan Homburg (Nürtingen) einer der beiden Leiter des Notfallteams der Landesinnung Bestattungsgewerbe Baden-Württemberg. Schon beim Umbetten auf die Überführungsliege wird mit großem Einfühlungsvermögen gehandelt. „Angehörige bleiben oft so lange am Bett des/der Verstorbenen sitzen, bis wir Bestatter kommen. Sie sehen sehr genau zu, ob Freund:in, Verwandte:r würdig behandelt werden. Ist dies nicht der Fall, brennt sich dieser bisweilen nur winzige Moment negativ und auf alle Zeiten in die Erinnerungen ein.“ Der Bestatter kommt in diesen sehr intimen Raum der Trauerzeit und des -ortes. Er nimmt den vertrauten Menschen mit in die „unbekannte Weite“ des Todes. Das kann erschrecken. „Deshalb nehme ich zunächst mit allen Sinnen auf, wer gestorben ist, wer trauert... und dann frage ich nach. Ich schaffe eine Vertrauensbasis“, sagt Markus Maichle, „die darf ich mit nichts, keiner noch so kleinen Geste enttäuschen.“ So wird der/die Verstorbene immer beispielsweise über die

Treppe oder den Schotterweg, den er/sie Zeit seines/ihrer Lebens gegangen ist, hinausgetragen und nicht über den kurzen „bequemen“.

Das Versenken des menschlichen Körpers in die Erde ist, seit die Menschen sesshaft geworden sind, die übliche Form der Totenbestattung. Seit Beginn der Menschheit wurden Gegenstände als Beigaben mit in die Särge oder Gräber der Toten gelegt. So gab es je nach Land und Region gewisse Ansichten über das Weiterleben des Menschen nach dem Tode, über die Auferstehung oder den Übergang des Toten in eine andere Welt, in die der Verstorbene möglichst gut ausgerüstet „hinübergehen“ sollte. In unserer westlichen Welt haben Grabbeigaben heute weniger solch religiösen und kulturellen Hintergrund. Heutzutage geht es vielmehr um den letzten Liebesdienst gegenüber dem Verstorbenen. „Die letzte Schachtel Zigaretten ist auch Teil einer bewussten Abschiednahme, die maßgeblich dazu beitragen kann, der gelebten Trauer einen Platz im Leben zu geben“, sagt Maichle. ■ SVV

„Wir räumen den Menschen die Zeit ein, die der Abschied braucht“





DAS ALTER HAT ZUKUNFT

Henning Scherf, Alt-OB von Bremen und bekennender WG-Bewohner über die Perspektiven des Altseins

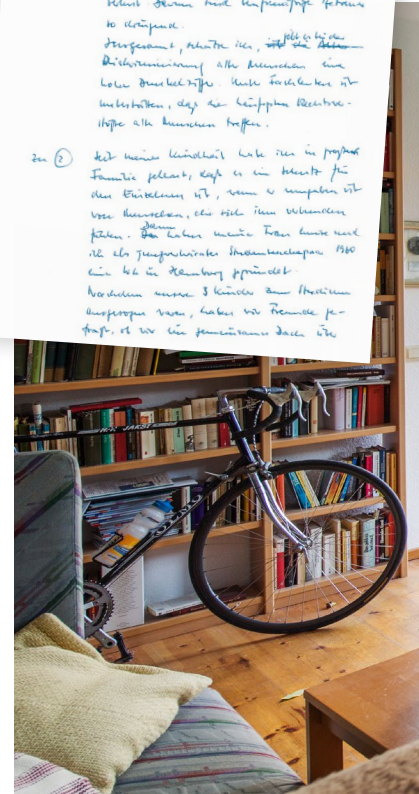
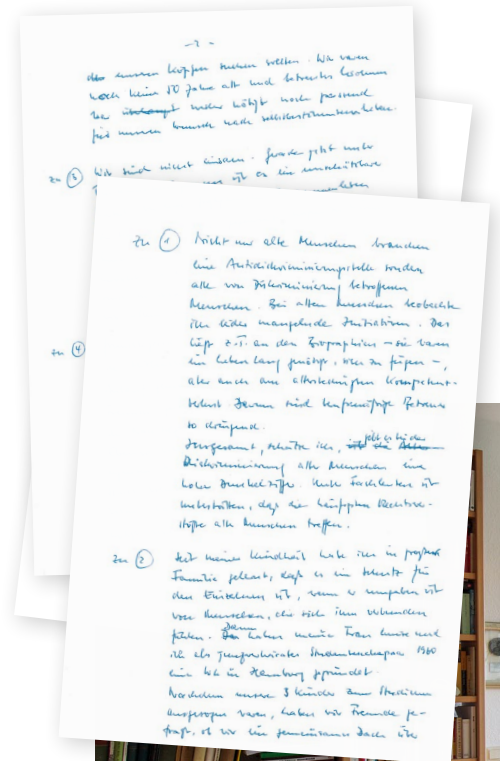
DIE FRAGEN STELLTE Sabine von Varendorff

magazin: Herr Scherf, sie standen lange Zeit der Antidiskriminierungsstelle des Bundes vor. Warum brauchen Menschen im Alter eine offizielle Stelle, die sie vor Diskriminierung schützt?

Henning Scherf (HS): Nicht alle Menschen brauchen eine Antidiskriminierungsstelle, allerdings alle von Diskriminierung betroffenen Menschen. Bei alten Menschen beobachte ich in dem Zusammenhang leider mangelnde Initiativen. Das liegt zum Teil an den Biographien – sie waren es ihr Leben lang gewöhnt, sich zu fügen – aber auch am altersbedingten Kompetenzverlust. Darum sind berufsmäßige Betreuer so dringlich. Insgesamt, so schätze ich, gibt es bei der Diskriminierung alter Menschen eine hohe Dunkelziffer. Unter Fachleuten ist es unbestritten, dass die häufigsten Rechtsverstöße gegenüber alten Menschen geschehen.

Warum haben Sie sich für eine selbst gegründete Wohngemeinschaft entschieden und nicht für betreutes bzw. begleitetes Wohnen in einer Einrichtung für Pflege?

HS: Seit meiner Kindheit habe ich in großen Familien gelernt, dass es ein Schutz für den Einzelnen ist, wenn er von Menschen umgeben ist, die sich ihm verbunden fühlen. Darum haben meine Frau Luise und ich als jungverheiratetes Studentenehepaar 1960 eine Wohngemeinschaft in Hamburg gegründet. Nachdem unsere drei Kinder zum Studium ausgezogen waren, haben wir Freunde gefragt, ob wir ein gemeinsames Dach über unseren Köpfen suchen wollen. Wir waren noch keine 50 Jahre alt und betreutes Wohnen war weder nötig noch passend für unseren Wunsch nach selbstbestimmtem Leben.



Was ist der größte Gewinn für die Menschen, die gemeinsam wohnen, auch für Sie persönlich?

HS: Wir sind nicht einsam. Gerade jetzt unter Pandemiebedingungen ist es ein unschätzbare Vorteil, wie eine Großfamilie zusammenzuleben und sich gegenseitig helfen zu können. Luise und ich sind nun mehr als 60 Jahre verheiratet und die selbstbestimmten Möglichkeiten sind in dieser Wohnform vielfältiger, als wenn wir alleine unseren Alltag strukturierten.

Grundlegend für ein Gelingen ist die Wahl der Mitbewohner. Da haben wir einen langen Anlauf genommen. Auch nachdem drei unserer Freunde gestorben waren, haben wir mit Sorgfalt die Nachfolger gesucht. Ebenso wichtig war die Suche nach einer geeigneten Immobilie. Wir wollten mitten in der Stadt wohnen und alles um uns versammelt wissen, was zu einem bunten Alltagsleben benötigt wird.

Wenn Sie zurückblicken auf die Entstehungsgeschichte Ihres Wohnprojektes: Sollten Bewohner einer Wohngemeinschaft ähnlich sein, was Interessen, Gewohnheiten und ähnliches angeht?

HS: Je bunter umso besser. Man kann noch im hohen Alter etwas Neues entdecken. Da hilft es sehr, wenn die Mitbewohner mit eigenwilligen Initiativen einen selbst mobil halten. Wir haben über Jahrzehnte in unserem Haus ein jüdisch-christliches Lehrhaus mitgestaltet. Wir haben in der von uns gelebten Ökumene viel voneinander gelernt. Und wenn jetzt die sehr bunten Enkelkinder und auch die Flüchtlingskinder, um die wir uns kümmern, ins Haus kommen, freuen wir uns alle und nehmen teil an ihrem Aufwachen.

Die Gesellschaft hat sich gewandelt, seit Sie ihr Wohnprojekt gegründet haben. Brauchen wir deshalb heute noch vielfältigere Wohnformen für Menschen im Alter? Wie müssten die aussehen?

HS: Nach dem mörderischen Krieg wollten die meisten Menschen ein Eigenheim haben. In diesen millionenfachen Häusern sitzen nun die Altgewordenen. Ich meine, hätten sie sich früher nach Alternativen umgesehen, könnten sie sich jetzt, auch noch im hohen Alter, auf den nächsten Tag freuen. Wer in Skandinavien oder in den Niederlanden unterwegs ist, kann dort lernen, wie anders diese Länder mit ihren Nachbarschaften umgehen. Es braucht altersgemischte, generationenübergreifende Wohnformen. Inklusion ist nicht nur für Menschen mit Behinderung wichtig. Es müssen alle daran teilnehmen. Und noch eines: Anderen Menschen helfen zu können, ist auch für alte Menschen lebenserhaltend. Wir Alte sind nicht nur hilfebedürftig, sondern wir wollen auch hilfreich sein. Das hält mobil und trägt dazu bei, dass Alter eine Zukunft hat. ■



DEINE HEIMAT IST DAS MEER

Seemannsdiakon Fiete Sturm
kümmert sich in Hamburg um Seeleute,
die fern der Heimat sind

26



Moin, das ist einer dieser ganz besonderen Tage, die es in Hamburg selten gibt. Die Frühjahrs-sonne strahlt von einem atlantikblauen Himmel, der nur von ein paar einzelnen, weißen, hingetupften Wolken in seinem uferlosen Blau gestört wird. Hier am Container Terminal Hamburg Altenwerder liegt ein großes Containerschiff an der Reede. Geschäftiges Treiben allenthalben. Die Ladekräne surren, die Gabelstapler sausen an einem vorbei. Die Luft riecht nach Wasser, Tau und weiter Ferne. Wer den kreischenden Möwen nachguckt, möchte am liebsten sofort in See stechen und die große weite Welt kennenlernen. Doch den Seeleuten, die auf dem Containerschiff angeheuert haben, ist die weite Welt viel zu groß. Sie suchen nach einem Platz, wo sie sich zu Hause fühlen können. Den hat Fiete Sturm, seines Zeichens Seemannsdiakon, zu bieten: ein Dach über dem Kopf gibt es in der Seemannsmission und seelischen Zuspruch obendrein.

Seinen Namen, der wie Programm anmutet, verdankt der 39-jährige Seemannsdiakon dem Vater. Dieser ist zwischen Lüneburg und Hamburg groß geworden und hat bei Blohm und Voss auf der Werft gearbeitet. Später hat er nach Bielefeld geheiratet, aber seinem geliebten Norden blieb er treu. Der Junge sollte deshalb Fiete heißen. Der junge Fiete hat bei Bethel in Bielefeld die Ausbildung zum Diakon gemacht. „Zehn Jahre habe ich in der Jugendhilfe in Bielefeld gearbeitet“, erzählt er,

„und während ich überlegt habe, wohin die Reise für mich gehen kann, bin ich aus Zufall darauf gestoßen, dass ein Hausleiter für die Seemannsmission gesucht wird.“

Tja, das ist so eine Sache mit den Wurzeln – Fiete Sturm fühlt sich in Hamburg zu Hause. „Ich bin angekommen“, sagt er und versteht ohne Wenn und Aber, dass es dieses Gefühl ist, das so vielen Seeleuten fehlt. Wegen des Coronavirus ist die Situation besonders schwierig. Tausende Crewmitglieder befinden sich in Quarantäne und können nicht nach Hause. Sie sehen die Lichter in den Häusern, den Michel und dürfen trotzdem nicht an Land. Seemann Kaumai Taneoua aus Kiribati, einem Pazifikstaat in der Südsee, ist seit 14 Monaten und über zehntausend Kilometer weg von zuhause und mit mehr als 50 anderen Seeleuten in Hamburg notdürftig in einer Jugendherberge untergekommen. In der Seemannsmission war gar nicht genügend Platz für sie alle. Rund 150.000 Seeleute, so die Schätzungen, sind weltweit gestrandet. „Die Lage ist emotional sehr angespannt.“ Das erschwere seinen Job, so Fiete Sturm. Normalerweise besucht er die Mannschaften an Bord oder die Seeleute kommen zu ihm. Beides sei momentan sehr schwierig. Aber Seelsorge lebt in der Hauptsache vom persönlichen Kontakt.

Kleine oft unscheinbare Dinge bedeuten den Menschen, fern von Familie und Zuhause viel. „Wenn ich sie mit ihrem Namen anspreche, reicht das schon“, erzählt

der Diakon mit dem imposanten Seemannsbart, den zupackenden Händen und dem Segelschiff-Tattoo auf dem linken Unterarm. Im Alltag an Bord der großen Schiffe sähe das nämlich ganz anders aus. Dort gebe es keine Namen, nur „AB“ (Able-bodied Seaman) oder „OS“ (Ordinary Seaman) als Bezeichnungen. Das Menschliche gehe verloren. Heimweh, Trennung von der Familie und Erschöpfung sind zentrale Themen seiner Seelsorge. Auch Vereinsamung kann eine Rolle spielen, weil in Schichten gearbeitet wird und sich die Seeleute kaum sehen. Einer der Seeleute hat Fiete Sturm erzählt, dass, wenn ein Kollege über Bord gegangen ist, seine Kameraden als erstes nachsehen, ob die Schuhe noch an Deck stehen. Wenn sie noch da sind, war es Selbstmord.

Auf einem 400 Meter langen Stahlgiganten monatelang unterwegs zu sein, getrennt von allem was einem lieb und vertraut ist, macht einsam. Gut, wenn da jemand ist, der das versteht.

Die Seemannsmission ist ein kirchlicher Verein und jetzt 127 Jahre alt. Ihre Aufgabe ist es, sich um die Seeleute, die in Hamburg ankommen, zu kümmern. Maschinist, Decksmann, Bootsmann, die Seefahrt ist für jeden an Bord eine sehr belastende Arbeit. Deshalb braucht es Seelsorge. Die Unterstützung der gottgegebenen Würde der Seeleute – support of seafarers' dignity – ist Leitbild und Herausforderung der Deutschen Seemannsmission. „Wir treten zum Beispiel als Vermittler auf, wenn es mal Probleme mit den Reedern gibt, wenn es um Bezahlung oder rechtliche Dinge geht. Wir haben drei Standorte: Einen hier am Fischmarkt, einen am Michel und einen direkt am Hafen. In der Seemannsmission hier in Altona, direkt neben der legendären Haifischbar, können die Seeleute auch übernachten“, berichtet Fiete Sturm.

Das ist Dienst am Nächsten, ein Sorgen um Menschen, die ansonsten ganz auf sich alleine gestellt wären, und die mehrheitlich aus asiatischen oder osteuropäischen Ländern stammen. Sie finden in der Seemannsmission ein Umfeld, in dem sie sich wohlfühlen können. Ein bisschen wie Wohnzimmer sieht es hier mit dem Sofa aus. Im Souterrain gibt es sogar einen kleinen Barbetrieb mit Billardtisch und Dartwurfscheibe – allerdings ohne Hochprozentiges im Ausschank.

Gründe, vieles vergessen zu wollen oder sich schöner zu trinken als es ist, gäbe es einige. So ist es immer wieder schockierend, zu hören, wie die Seeleute auf großer

Fahrt Flüchtlingsbooten begegnen und zum Nichthandeln verurteilt sind. Denn Frachtschiffe haben eine 30 Meter hohe Stahlbordwand. Die Seeleute versuchen zwar zu retten, aber die Flüchtlinge kommen nicht an der Leiter hoch. Sie müssen zusehen, wie Menschen vor ihren Augen ertrinken. Das trifft mitten ins Herz. Denn es sind Menschen auf der Flucht, die Heimat, ein sicheres Zuhause für Leib und Leben suchen. In der Seefahrt galt immer schon: wer in Seenot ist, wird gerettet. Das ist ehernes Gesetz. In so vielen Fällen kann es nicht eingelöst werden. Die Trauer und der Schmerz darüber können einen depressiv werden lassen.

In den seelsorgerischen Gesprächen geht es um Piraterie, Selbstmord von Kollegen oder Geflüchtete in Seenot. „Das berührt jeden Seemann.“ Hinzu kommen die schwere Arbeit und die unmenschlichen Arbeitszeiten. Sturm, dem gewohnter Weise sonst oft nur wenige Stunden bleiben, um mit den Männern zu reden, hat jetzt viel Zeit, sehr viele Stunden. Doch die Tragödien haben ebenfalls zugenommen. „Die Hinwendung zum Glauben kann da wirklich ein rettender Anker sein. Wir bieten eine geistig-seelische Heimat.“, sagt Fiete Sturm, der immer schon mehr fürs Praktische als für das Predigen übrighatte. Er betont, dass Heimat dabei wirklich interkonfessionell verstanden wird und es beispielsweise in den Duckdalben in Hamburg-Harburg auch interreligiöse Andachten gibt. „Zuhause sein und sich Zuhause fühlen darf nicht an Glaubensfragen oder Sprachbarrieren scheitern.“ ■ svv





EIN LEBEN VOLLER WÜRDE LEBEN

Dr. Gerald Hüther über das
seelische Grundbedürfnis nach
Heimat in jedem Lebensalter

DIE FRAGEN STELLTE Sabine von Varendorff

magazin: **Das Magazin trägt in dieser Ausgabe den Titel „Leben und Wohnen“ – sehen Sie als Neurobiologe zwischen diesen beiden Begriffen einen Unterschied respektive einen Zusammenhang?**

Dr. Gerald Hüther (GH): Leben, also wirklich lebendig sein, heißt ja nicht, innerhalb der gegebenen Bedingungen möglichst lange möglichst gut zu funktionieren, alles so zu machen, wie es andere erwarten, um dann am Ende fast wie ein Roboter oder Automat den Rest seiner Tage zu verbringen. Wirklich lebendig bis zum letzten Tag zu sein, heißt, sich über alles freuen zu können, was das Leben tagtäglich bietet, sich als Suchende oder als Suchender zu begreifen und sich wie alles, was lebendig ist, selbst zu entfalten, so wie jede Blume, die sich in ihren angelegten Möglichkeiten zur Blüte bringt. Damit das einem Menschen gelingt, braucht er ein solides Fundament, auf dem sie oder er fest stehen kann. Dieses Fundament heißt Vertrauen. Dazu gehört das Vertrauen in die eigenen Kompetenzen, wenn die in schwierigen Situationen nicht ausreichen, auch noch das Vertrauen, andere zu finden, mit denen sich das Problem gemeinsam lösen lässt und zu guter

Letzt dann noch das Vertrauen oder den festen Glauben, dass es wieder gut wird, dass man in der Welt, in der man lebt, auch irgendwie geschützt und gehalten wird. Wie soll jemand dieses Vertrauen finden, der irgendwo und irgendwie wohnt und sich dort gar nicht richtig wohl fühlt? Wir Menschen brauchen eine Heimat, die uns das Gefühl von Geborgenheit und Verbundenheit gibt. Eine Heimat, in der wir auch genügend Gelegenheit finden, uns in unserer Selbstwirksamkeit zu erfahren und wo wir immer wieder neue Herausforderungen zu meistern lernen. Nur dann kann es uns gelingen, uns immer weiter zu entfalten und uns mit der eigenen Lebendigkeit zu verbinden. Wohnen und am Leben bleiben können wir fast überall – um uns aber auch hinreichend lebendig zu fühlen, müssen wir wohl irgendwo beheimatet sein.

Wo entsteht das Heimatgefühl und wie?

GH: Davon, dass man irgendwo seine Tage verbringt, entsteht mit Sicherheit kein Heimatgefühl. Im Inneren wachsen kann dieses Gefühl nur dann, wenn man dort, wo man aufwächst und lebt auch das Gefühl hat, wirklich lebendig zu sein. Es muss einem also dort gefallen. Und gefallen kann es einem Menschen nur dort, wo er außer seinen körperlichen auch seine beiden seelischen Grundbedürfnisse stillen kann: das nach Verbundenheit und Zugehörigkeit und auch das nach eigenen Gestaltungsmöglichkeiten, nach Autonomie und Freiheit.

Fühlen hört sich nach Herz an – heißt das, das Gefühl entsteht im Herz? Wo kommt das her, wenn ich Heimweh spüre? Wenn ich fühle, dass mir etwas fehlt, wo entwickelt sich dieses Fühlen?

GH: Das Herz schlägt ja von allein, es wird aber in seiner Tätigkeit von sympathischen und parasympathischen Nerven gesteuert, die aus dem Gehirn kommen. Und deren Aktivität ändert sich je nachdem, wie wir uns fühlen. Vor allem, wenn unser Grundbedürfnis nach Verbundenheit verletzt wird, kommt die Balance zwischen Sympathikus und Parasympathikus durcheinander, und das spüren wir dann als Unregelmäßigkeit im Herzen. Beispielsweise, wenn es uns „bis zum Halse schlägt“ oder uns eine Trennung das „Herz zerbricht“.

Wieviel hat das Gefühl von Geborgenheit und sich zuhause fühlen mit Würde zu tun?

GH: Wenn es so ist, wie es in unserem Grundgesetz steht, nämlich, dass jeder Mensch eine eigene Würde besitzt und diese Würde unantastbar ist, dann ist es auch egal, wo man zu Hause ist und wie gut es einem geht. Diese grundgesetzlich verankerte Würde hat man und die ist auch nicht antastbar. Aber es könnte auch sein, dass es eine Würde gibt, die man nicht grundgesetzlich zugeschrieben bekommt, sondern derer man sich erst in einem eigenen Erkenntnisprozess selbst bewusst werden müsste. Nur dann, wenn man eine Vorstellung seiner eigenen herausgebildeten Würde hat, kann man auch aufpassen, dass einem diese Würde nicht geraubt, oder dass sie von anderen oder von einem selbst verletzt wird. Und wie soll nun jemand eine Vorstellung seiner eigenen Würde herausbilden, der kein Zuhause hat, dem es dort, wo er wohnt, nicht gut geht und der sich dort auch nicht sicher und geborgen fühlt, der von anderen wie ein Objekt belehrt, behandelt, bewertet und herumgestoßen wird? Das geht nicht. Und das gilt ganz besonders für all jene, die sich nicht wehren können, und die deshalb ganz besonders auf unsere Unterstützung angewiesen sind: die ganz jungen, die ganz alten und Menschen mit Einschränkungen.

Dass junge Menschen den eben angesprochenen eigenen Würde-Erkentnisprozess noch nicht abgeschlossen haben, ist verständlich. Aber ein alter Mensch oder ein Mensch mit Behinderungen lebt doch. Er hat eine eigene Würde herausgebildet, er hat sein Leben und Zusammenleben mit anderen gestaltet, vielleicht anders als allgemein üblich, aber Würde ist da. Wie kann es sein, dass diese Würde in der Gesellschaft oft nicht gesehen wird?

GH: Die meisten Menschen in unserem Kulturkreis sind ja leider noch immer vorwiegend mit sich selbst, mit ihren eigenen Vorstellungen davon, worauf es in ihrem Leben ankommt, beschäftigt. Diese Vorstellungen, etwa erfolgreich zu sein, Anerkennung zu finden, Karriere zu machen etc. bestimmen ihr gesamtes Denken, Fühlen und Handeln. Deshalb sind sie nicht imstande, den anderen wirklich zu sehen, sich auf ihn einzulassen oder gar zu fühlen, was sie oder ihn bewegt.

In Artikel 1 des Grundgesetzes steht: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Doch Würde zu achten, ist ja mitnichten nur eine staatliche Aufgabe – oder?

GH: Wenn im Grundgesetz jedem Menschen eine eigene unantastbare Würde zugesprochen wird, heißt das ja noch nicht, dass auch jeder Mensch eine Vorstellung oder gar ein Bewusstsein seiner eigenen Würde herausgebildet hat. Das kann ja nur gelingen, wenn die betreffende Person beim Heranwachsen in der Beziehung zu anderen auch spürt, dass sie in ihrer Einzigartigkeit gesehen, ernst genommen und als Subjekt behandelt wird. Nur dann, wenn jemand sich seiner eigenen Würde bewusst geworden ist, lässt sich so ein Mensch auch nicht mehr von anderen als Objekt für die Durchsetzung von deren Interessen und Absichten benutzen. Diese Personen sind dann auch nicht mehr durch andere manipulierbar oder verführbar. Würdevoll zu sein und sich würdevoll zu verhalten ist also Ausdruck einer inneren Einstellung. Mit der kommt man nicht zur Welt, die muss erst erworben werden, und das gelingt auch nur unter dafür günstigen Umständen.

Was können wir beziehungsweise jeder einzelne von uns für sich tun, damit ein würdevolles Leben gelingen kann?

GH: Ich fürchte, diese Frage muss jede und jeder Einzelne für sich selbst beantworten. Eine Antwort wird aber nur jemand finden können, der sich selbst zu fragen begonnen hat, was denn seine eigene Würde ausmacht. Sich an die Erwartungen anderer anzupassen oder Gestalter seines eigenen Lebens zu sein? Möglichst perfekt zu funktionieren oder das zu machen, was einem Freude macht? Sich selbst nicht zu mögen oder liebevoll zu sich selbst zu sein? Möglichst lange am Leben zu bleiben oder jeden Tag so lebendig wie möglich zu sein? ■

Lesen Sie zu diesen Fragen auch die Ansicht von Pater Anselm Grün (→ S. 6)

Liebe Leser:innen des Magazins,

in der vergangenen Ausgabe hat der Gastbeitrag von Prof. Georg Lind, Konstanz, einige Leser:innenbriefe ausgelöst. Wir bedauern die Irritation durch den Artikel, wir freuen uns jedoch auch, wenn Sie, liebe Leser:innen uns Ihre Meinung sagen. Gerne auch in Zukunft! Wir möchten Ihnen die Reaktionen nicht vorenthalten. Lesen Sie in Auszügen und anonymisiert einige der Stellungnahmen:



30

” Herzlichen Dank für das neue Online-Magazin. Die Beiträge wie immer interessant. Ein Beitrag erhebt jedoch meinen emotionalen und christlichen Widerspruch – der von Prof. Dr. Lind.

” Grundsätzlich halte ich es für extrem wichtig, über die Auswirkungen, auch die psychischen, der durch die Covid-Pandemie notwendigen Maßnahmen zu diskutieren. Auch lebt die Wissenschaft dadurch, dass unterschiedliche Ansichten diskutiert werden (...) Ich sehe es jedoch gerade in der aktuellen, sehr aufgeheizten politischen Situation als geradezu fahrlässig an, dieses Interview mit Prof. Georg Lind als „Experte“ zu veröffentlichen.

” Ich muss sagen, dass ich fassungslos bin, wie eine solche Meinung unkommentiert veröffentlicht werden kann.

” Den Artikel empfinde ich weder als polarisierend noch als beleidigend. Schade, dass Sie sich davon distanzieren, ihn gedruckt zu haben.

” Das ist m.E. ein Schlag in das Gesicht von allen – die die gültigen Richtlinien im Umgang mit der Corona-Krise befolgen und umsetzen.

” Dieses Interview stellt alles in Frage, was wir in den letzten Monaten erarbeitet und erreicht haben!

” Mit Entsetzen habe ich das Interview mit Prof. Lind in Ihrem Magazin gelesen. Es geht mir um die Behauptung, dass Masken nichts nutzen würden und gar den Träger schädigen würden. Die Aussage ist schlicht grober Unfug. Sie wird von „Aluhutträgern“ vertreten.

” Ich habe die Inhalte des Interviews als in der letzten Zeit seltene Aufforderung empfunden, sich selbst Gedanken zu machen und Sachverhalte zu hinterfragen. Er steht ja, wie Sie selbst geschrieben haben, neben anderen Meinungsartikeln. Vielfalt und verschiedene Meinungen sollten sich auch innerhalb der Samariterstiftung zeigen dürfen, so meine Ansicht.

” Und seien Sie gewiss, ich werde dieses Magazin aufgrund dieser Aktion nicht mehr lesen, nehmen sie mich bitte aus dem Verteiler.

” Ich habe das Magazin und ihren Brief erhalten. Sie nehmen in diesem Brief Abstand von dem Interview mit Prof. Lind. Ehrlich gesagt hat mich nicht das Interview, sondern ihr Brief sehr irritiert. In Ihrem Impressum steht „Artikel im magazin geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder“. Und jetzt wird das Interview zurückgezogen, weil es konträr zur Auffassung des Samariterstiftes steht. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Meinungen gehört einfach dazu, wenn sie die Menschen „anregen“ möchten, hier von mir unterstellt, dass das Anregen zum Denken gemeint ist, aber anscheinend liege ich da falsch.

” Ich habe das Interview mit Prof. Lind gelesen und mir hat es fast die Sprache verschlagen. Ich dachte, dass ein studierter und sicherlich intelligenter Professor der Psychologie genau wie viele Verschwörungstheoretiker:innen argumentiert, macht deutlich, dass Intelligenz für sich allein keine Voraussetzung für das Aushalten von Ambiguität und Unsicherheit ist.



Zehnter Geburtstag

Das Samariterstift am Ulrichsberg in Neresheim, unterhalb des Klosterberges am Ortsrand gelegen, feiert am 18. Mai sein 10-jähriges Bestehen. Das Haus hat 43 Dauerpflegeplätze in drei Hausgemeinschaften. Die Einzelzimmer mit jeweils 16 Quadratmetern Wohnfläche und die wohnlich-häusliche Atmosphäre machen das Haus sehr beliebt. In den Hausgemeinschaften wird ein alltagsorientierter Tagesablauf mit aus der Biographie gewohnten Beschäftigungs- und Tätigkeitsfeldern angeboten. ■ RED

KIRCHBERGER DIALOG VERSCHOBEN

Alles wäre vorbereitet, es gibt bereits viele Voranmeldungen, die Referent:innen freuen sich, mit Ihnen in den Dialog zu treten – doch die Pandemie machte es für Mai leider unmöglich. Ein Kirchberger Dialog als Online-Veranstaltung ist für uns nicht denkbar, denn die persönliche Begegnung steht im Mittelpunkt und macht die Tagung so besonders. Wir haben deshalb beschlossen, die Tagung komplett auf den gewohnten Termin Ende Januar 2022 zu verschieben. Das Thema wird mit Sicherheit aktuell bleiben, vielleicht sogar brisanter als heute. ■ RED



TERMINE 2021

SONNTAG

13. JUNI

15.30 – 17.30 UHR

25 Jahre Treffpunkt

Kutscherhaus in Pfullingen

Geplant als „Jubiläum-to-go“ oder als „Jubiläumsspaziergang“ unter den gegebenen Hygienebedingungen. Die entsprechenden Einzelheiten werden rechtzeitig bekannt gegeben.
→ Pfullingen

31



UWE GLÖCKNER GEHT

Ein großer „Diener“ hat die Samariterstiftung verlassen – doch, das lässt sich so sagen, denn Uwe Glöckner war der Stiftung mehr als 25 Jahren treu zu Diensten. Begonnen hat er 1995 im Bürgerheim. Seit das Samariterstift Geislingen im Juli 1996 an den Start ging, stand er ihm als Hausleiter vor. Seit einigen Jahren oblag ihm die Leitung der Region Göppingen. Ende Mai 2021 verabschiedet sich Uwe Glöckner in die freie Phase der Altersteilzeit. ■ RED